

Verrückt nach Mary

Sie war Mala, Malchen, Matz oder Meli. Mary Gerold, die Gefährtin des Schriftstellers Kurt Tucholsky. Vier Jahre waren sie verheiratet, ein Leben lang hing sie an ihm. Der Potsdamer Klaus Bellin würdigt eine tolle, unfassbare Frau.

Von Tanja Kasischke

Sollte sie wieder verheiratet sein oder ernsthaft gebunden, möge sie den Brief ungelassen vernichten, bittet Kurt Tucholsky. Was er Mary schrieb, war nie für die Augen der Öffentlichkeit gedacht gewesen. Sie kennt den Brief gleichwohl und jeder, der die Zeilen liest, tut dies mit einem Kloß im Hals, so eindringlich hat Tucholsky seine Worte gewählt: Er habe „einen Goldklumpen in der Hand gehabt und sich nach Rechenpfennigen gebückt“, schreibt der Autor kurz vor seinem Tod 1935. Es ist der letzte Brief an seine erste-einzig-große Liebe, an Mary Gerold. Er konnte nicht mit ihr und nicht ohne sie. Allein von ihr, bekennt der melancholische 45-jährige Tucholsky, habe er sich vorstellen können, ein Kind zu haben.

Klaus Bellin ist anderer Meinung: „Kurt Tucholsky als Vater? Unvorstellbar“, urteilt er. Dass der große Schriftsteller der Weimarer Republik und seine zweite Frau Mary ein besonderes Paar waren und sie ihm über den Tod hinaus verbunden blieb, dieser Ansicht ist der Publizist sehr wohl. Klaus Bellin hat Mary Gerold persönlich gekannt. Sein neues Buch ist bestrebt, sie zu würdigen und einige Facetten der Ehefrau Tucholskys sichtbar zu machen. Einige. Nicht alle. „Es wird immer Blindstellen in ihrer Biografie geben“, begründet der 74-Jährige. „Es ist ein Wunder, dass sie zugestimmt hat, die Briefe zu veröffentlichen.“ Briefe wie jenen über den Goldklumpen. Es gibt noch mehr, verwahrt im Deutschen Literaturarchiv. „Sie sind für niemanden zugänglich“, bedauert Bellin. Mary Gerold hat es so verfügt und sich lange gestraubt, das Private zwischen ihr und Tucholsky überhaupt nach außen zu tragen.

Was sie veröffentlicht und ediert, hat, waren seine Werke. Ihr Schaffen galt dem Schriftsteller. Kurt Tucholsky, dessen Bücher die Nationalsozialisten 1933 verbrannt hatten, dem im schwedischen Exil die deutsche Staatsangehörigkeit entzogen wurde und der, depressiv und hoffnungslos, als „aufgehörter Dichter“ seine letzten Lebensmonate fristete, kehrte – dank Mary – zurück. Schwarz auf Weiß. Im Westen und im Osten. Wenige Jahre nach dem Krieg wurde er wieder gelesen. Sorge dafür trug Mary Gerold. „Kaum war der Krieg vorbei,

spann sie ihr Netzwerk“, erzählt Klaus Bellin, „sie korrespondierte wie verrückt. Sobald sie mitbekam, dass jemand über Tucholsky arbeitete, schickte sie ihm einen Brief.“

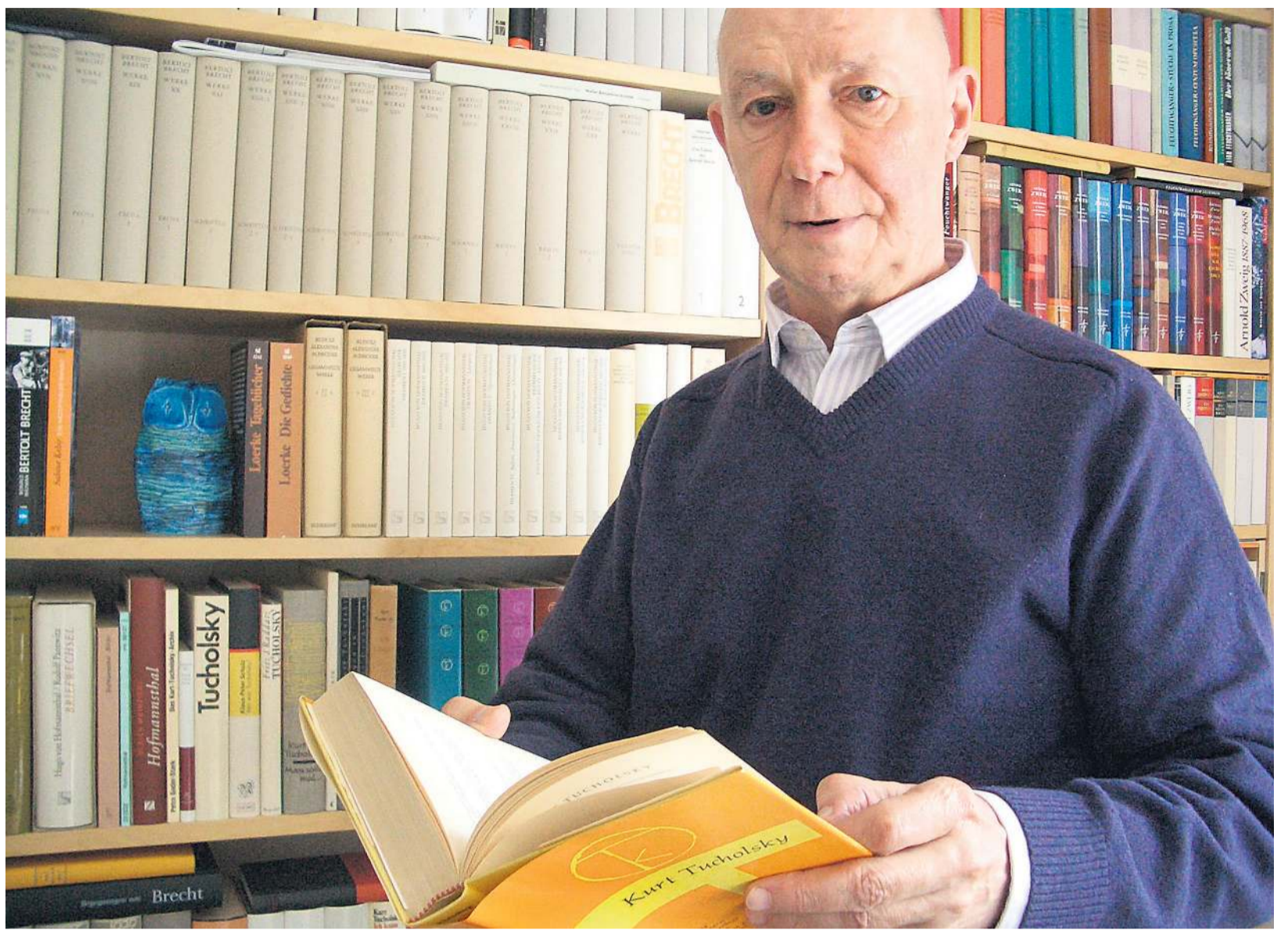
Auch ihm. Klaus Bellin, aufgewachsen in Potsdam-Bornstedt, war in den 50er Jahren Student. Mit einer Gruppe Kommilitonen stellte er literarische Programme zusammen und trat damit „in Gasthöfen und Kultureinrichtungen“ auf. „Irgendwie muss sie das mitbekommen haben.“ Sie, Mary. Es entstand ein reger Briefwechsel. Eines Tages schickte sie eine Einladung zum Frühstück im Café Kranzler am Berliner Kurfürstendamm.

Ging er hin? Klaus Bellin lächelt zurückhaltend. „Natürlich, eine solche Einladung schlägt man nicht aus.“ Der Student traf die Dichterin. Wenn er heute den Begriff verwendet, dann mit dem Zusatz: „Sie war anders. Sie hat sich niemals in den Vordergrund gespielt, sie hat die Meinung, die man von Kurt Tucholsky haben sollte, nie vorgegeben. Man sollte ihn lesen.“ Er tat es. Er schrieb seine Examensarbeit über Tucholsky als Literaturkritiker, den Schriftsteller der Pseudonyme. Die Begegnung mit dem Menschen Kurt Tucholsky braucht Zeit. Mary trägt ihren Teil dazu bei. „Sie war gebildet, vornehm und kühl“, schildert Klaus Bellin rückblickend. „Es gab vieles, was mich interessiert hätte, aber sie war nicht bereit, darüber zu reden. Sie hat überhaupt nicht viel geredet. Sie stellte Fragen.“ Ihr aristokratisches Wesen beeindruckt ihn dennoch sehr, und ihre Haltung geht auf ihn über: Jede Frage nach ihr mündet in eine Unterhaltung über ihn, Kurt

Der Student trifft die Dichterin im Café Kranzler

Tucholsky. Hatte sie Kontakt zu den Frauen, die Tucholsky vor ihr, nach ihr, während ihrer Ehejahre hatte? „Teilweise, aber sie hat es keinem erzählt.“ Welchen der vielen Spitznamen mochte sie am liebsten? „Die ergaben sich.“ Warum hat sie ihn verlassen? „Aus Notwehr, man konnte mit ihm nicht zusammenleben.“

Klaus Bellins Mary Gerold bleibt unfassbar, doch seine Faszination für die Gefährtin Tucholskys ist spürbar und wunderbar dargestellt. Sie ist die Stärke des Buches, das inhaltlich wenig Neues bietet. Er kommt, wie viele vor ihm, auch nicht umhin, auf die Frauen in Tucholskys Leben einzugehen. Dass es sie gab, verdeutlicht, wie schwierig er war, kapriziös, ruhelos. Ein Kämpfer war Tucholsky nur am Schreibtisch, als Mann war er äußerst sensibel. Diese Seite an ihm ließ Mary Gerold im Dunkeln, ganz im Gegensatz zu den anderen Damen. Vor allem gilt das für Lisa Mathias, die Lydia, der Hauptfigur in „Schloss Gripsholm“, Vorbild war. 1962 hat sie ihre Affäre mit dem Dichter verschriftlicht als „Ich war Tucholskys Lottechen“. Klaus Bellin nennt es „ein verquatschtes Buch und trotzdem eine Offenbarung“, denn auf einmal sahen sich Literaturwissenschaftler und Biografen mit einer bis dato unhaltbaren Tatsache konfrontiert: Kurt Tucholsky hatte eine Geliebte. „Das hatte kei-



Mit einem Radiobeitrag über das Ehepaar Tucholsky fing alles an. Klaus Bellin hat sich viel mit beiden befasst.

FOTOS: AUTORIN / VERLAG FÜR BERLIN-BRANDENBURG

Der verliebte Tucholsky war ihr erst unheimlich – Biografisches

Über Mary Gerolds Familie ist wenig bekannt. Sie war bürgerlich, sprach fließend Deutsch und Russisch. Sie hatte zwei Brüder und hing sehr an ihrem Vater, der früh starb. Bevor sie sich zum Kriegsfreiwilligen dienst meldete, studierte sie Lehramt. Liebe auf den ersten Blick war es nur bei ihm. Als Soldat im Baltikum verliebte sich Kurt Tucholsky (1890-1935) im Herbst 1917 in die 18-jährige Mary Gerold. Sie stammt aus Riga. Dass Tucholsky so heftig um sie wirbt, ist ihr erstmal unheimlich. Zögernd gibt sie nach, der ungestüme

Berliner braucht viel Geduld. Nach dem Krieg kehrt er allein nach Berlin zurück. Das Paar schreibt sich Briefe. Von 1924 bis 1928 sind Mary Gerold und Kurt Tucholsky verheiratet. Sie leben in Berlin und Paris. Nach der Trennung reißt der Kontakt mehrfach beinahe ab. In den 1950er Jahren übersiedelt Mary von Berlin an den Tegernsee und steuert von dort alle Aktivitäten, die mit Tucholskys publizistischem Erbe zusammenhängen. Sie stirbt 1987, 89-jährig. Seither ist die Kurt-Tucholsky-Stiftung federführend. tan

ner gewusst.“ Mary sprach auch später wenig über die anderen Frauen im Leben ihres Mannes.

Nur mit der Ärztin Hedwig Müller, der „Nuuna“, die Tucholsky während seiner letzten Lebensjahre in Schweden rührend umsorgte, wird sie später in einen Briefwechsel treten und abermals keinem davon berichten. Nicht einmal Fritz J. Raddatz weicht sie ein, den sie als jungen Cheflektor des Ostberliner Verlags „Volk und Welt“ kennenlernt, unter ihre Fittiche nimmt und 1958 an ihren Wohnsitz in Rottach-Egern am Tegernsee holt. Distanz zu wahren – Klaus Bellin sieht darin den Schlüssel zur Biografie Mary Gerolds. „Es war wie Glas zwischen uns“ heißt sein Buch, der Titel ist ein Briefzi-

tat, ein Lamento des stürmisch liebenden Tucholsky, der seiner Frau nahekommt, aber nie nahe genug. „Mary konnte nicht aus sich heraus. Es fiel ihr schwer, Gefühle zu zeigen.“ Ob der frühe Tod des geliebten Vaters diese Haltung auslöste, lässt sich nicht mehr klären. Sie sucht Halt bei Kurt Tucholsky.

Aber eine Schulter zum Anlehnen, die braucht er selbst. So bückt er sich nach Rechenpfennigen, nicht böse, sondern hilflos. In seinem Abschiedsbrief klingt das Dilemma an: „Die Geduld, neben einem Menschen zu leben, der wie ewig gejagt war, der immerzu Furcht, nein, Angst gehabt hat, jene Angst, die keinen Grund hat, keinen anzugeben weiß. Wenn Liebe das ist, was einen ganz und gar umkehrt, was jede Fa-

Dass sie Kurt Tucholsky verließ, war Notwehr

UNTERM STRICH

Kanzler

Ich will als Kandidat gehandelt werden. Das ist gar nicht so schwer: Ich muss mein Schach verbessern

streicht; einer, der sagt: Ich spiele gegen ihn, aber ich kämpfe für ihn. Hätte Peer Steinbrück auch zu Jauch gedurft, wenn er auf dem Umschlag seines Buches gegen einen Schachcomputer spielte? Stimmt, Steinbrück hat im Moment die besseren Karten im Rennen um die Macht. Ich brauche einen Gegner, der mich schmückt. Gorbatschow? Mandela? Jogi Löw?

Gorbatschow, Mandela, Jogi Löw waren nicht zur Hand, also habe ich meinen Computer angeworfen. Nobel hat er mir die weißen Steine

überlassen, mir stand der erste Zug zu. Wenn ich ehrlich bin, habe ich meine letzte Partie vor 30 Jahren gespielt. Gleichgültig! Ich bewegte einfach einen Bauern, zugegeben: reiner Aktionismus. Doch muss man das als Kandidat nicht auch beherrschen, so tun, als ob man Ahnung hätte, das Kinn gewichtig auf den Daumen legen?

Leider lässt sich ein Computer von der Geste nicht beeindruckt, denn er kann sie nicht sehen. Er spielte nüchtern. Er bot mir drei Niveaus an: Anfänger, Fortgeschrit-



Mary und Kurt Tucholsky 1925, da sind sie zwei Jahre verheiratet – und halten Distanz. „Ein beziehungsloses Paar“, sagt Autor Bellin über die Aufnahme.

ter verrückt, so kann man das hier und da empfinden. Wenn aber zur echten Liebe dazu kommen muss, dass sie währt, dass sie immer wieder kommt, dann hat er nur ein Mal in seinem Leben geliebt. Ihn.“

Dass Kurt Tucholsky seine Ehefrau neben Meli, Mala, Malzen, Matz, Malchen häufig „Er“ nennt, ist für Klaus Bellin ein Ausdruck dieser gefühlten Distanz und Indiz für Marys Kühle. Er ist überzeugt: „Die

Anrede ging von ihr aus.“ Erst mit dem Tod des Dichters konnte Mary Gerold wieder eine Beziehung mit ihm führen. So hat sie der Student Klaus Bellin erlebt, so bewundert er sie, Mary, die sich stark machte, um Tucholsky nicht schwach erscheinen zu lassen.

info Klaus Bellin: Es war wie Glas zwischen uns. Die Geschichte von Mary und Kurt Tucholsky. Verlag für Berlin-Brandenburg, 168 Seiten, 19,90 Euro.

Von Lars Grote

Ich möchte ein stattlicher Mann sein. Ich möchte ein kluger Mann sein. Ich möchte als Kanzlerkandidat gehandelt werden.

Es gibt einen Königsweg zu diesen Zielen, ich habe das beobachtet. Man braucht ein Schachbrett, und man braucht Helmut Schmidt. Ein Schachbrett kann man sich besorgen, ein Helmut Schmidt hingegen ist im Handel nicht erhältlich. Gut, muss ich mich mit Schach begnügen. Und meine Hand versorgen an das Kinn stützen, aufs Brett schauen, und doch im Grunde in die Ferne. Man guckt auf seinen König und ist doch längst beim nächsten Rentensparprogramm, bei der nächsten Krankenversicherungsrunde. Ein Kanzlerkandidat sieht auch im Kleinen stets das Große.

Um ehrlich zu sein, ich habe kein Schachbrett. Ich habe nicht mal ei-

nen Schachpartner – bei meinen Freunden gilt das Spiel als überstrapaziertes Ritual von alten Männern, die beim Schach ihren Cognac in Cordhosen trinken. Ich distanziere mich von diesem Vorurteil. Als Kanzlerkandidat habe ich keine andere Wahl. Schach ist der Nachweis von geistiger Potenz.

Ohne Helmut Schmidt, ohne Schachbrett, ohne Schachpartner ist es schwierig mit der geistigen Potenz. Ich muss sie unbedingt unter Beweis stellen, sonst bin ich aus dem Rennen. Also griff ich zu einem Mittel, das mir gegen den Strich ging, weil es nicht kanzlerwürdig wirkt: Ich spielte Schach gegen meinen Computer. Das ist kein gutes Titelbild für einen Kandidaten, wie er, grübelnd vor seinem Monitor, per Klick die Pferde hüpfen lässt. Ein Kanzlerkandidat braucht ja ein Gegenüber, das seinen Wert als Kandidat noch unter-

ten, Profi. Ich nahm „Fortgeschritten“. Eigentlich hätte ich „30 Jahre nicht gespielt“ als Stufe nehmen müssen, doch die hatte mein Computer nicht parat.

Ich spielte offensiv. Ich dachte, das gehört sich so für einen Kandidaten – als Kandidat bist du Herausforderer, du musst etwas riskieren. Ich wagte zu viel. Der Computer nahm mir die Dame, ein fieser Hinterhalt. Ohne Dame humpelst du über das Brett wie kastriert.

Es wurde eine Materialschlacht. Der Computer reizte mich mit seinen defensiven, überlegten Zügen, er spielte wie einer der alten Männer in den Cordhosen und einem Cognac in der Hand. Irgendwann sah ich rot. Rannte wie ein wilder Stier an. Der Computer hat mich ausgekontert. Demütigend. Ein geistloser Gegner, der mir die Grenzen aufzeigt, ist schlimmer als einer, der sein Antlitz zu erkennen

gibt. Dem könnte man den Cognac immerhin in sein Gesicht schleudern. Man könnte rufen, „du Hanswurst, du Angeber, was fällt dir ein, mich so zu schlagen, in meine Wohnung setzt du nie mehr einen Fuß!“ Sowas befreit manchmal.

Wenn ich meinen Computer mit Cognac bewerfe, geht das auf meine Kosten. Ich arbeite an meinem Computer täglich, ich habe in den Kasten investiert. Ich muss ihn achten. Obwohl er mich gerade nach allen Regeln vorführt.

Ich war matt. Ein Schild ist aufgeblitzt, scheinheilig: „Leider verloren. Noch mal spielen?“ Ich habe diese Frage weggeklickt. Soll der Computer doch als Kandidat antreten, der neunmalklug.

Ich will Helmut Schmidt als Gegner, keinen Computer. Bis der kommt, tue ich, was man als Kanzler auch können muss – sich gedulden und eine rauchen.